

**Zeitschrift:** Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie  
**Herausgeber:** Schweizerische Asiengesellschaft  
**Band:** 22 (1968)  
**Heft:** 1-4

**Buchbesprechung:** Bücherbesprechungen = Comptes rendus

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## BÜCHERBESPRECHUNGEN · COMPTES RENDUS

RAGHAVAN IYER (Ed.), *The Glasscurtain between Asia and Europe*. A symposium on the historical encounters and the changing attitudes of the peoples of the East and West. XII, 356 pp. London, Oxford University Press, 1965.

Durch die modernen Verkehrsmittel und Nachrichtenübermittlungsmöglichkeiten wie durch die geschichtlichen Ereignisse der letzten Jahrzehnte und die entstandenen weltweiten Organisationen ist die gesamte Welt in einer Intensität zusammengedrückt, die vor kurzem unvorstellbar gewesen wäre. Die gegenseitige Kenntnis der verschiedenen Völker und Kulturen bleibt aber sehr verständlicherweise hinter dieser stürmischen Entwicklung zurück. Daher ist es das Anliegen dieses Buches, in dem 20 verschiedene Beiträge und die Wiedergabe eines Rundfunkgesprächs zwischen A. Toynbee und dem Herausgeber des Buches vereinigt sind, zu einem besseren und richtigeren Verständnis beizutragen, Vorurteile zu bekämpfen und unzutreffende Vorstellungen zu berichtigen. Ein Teil der Aufsätze beschäftigt sich mit der Wandlung des Verhältnisses einzelner europäischer Länder zu der europäischen und orientalischen Welt im Laufe ihrer Geschichte wie Griechenland und Rußland, die an beiden Seiten verschiedenen Anteil haben, ein anderer mit dem Bild, das wichtige Epochen der europäischen Geistesgeschichte wie Aufklärung und deutsche Romantik sich von den bedeutendsten orientalischen Kulturen gemacht haben, andere umgekehrt mit den Vorstellungen von Europa bei den wichtigsten orientalischen Völkern und den starken Wandlungen, die diese Vorstellungen und die Stellung zu Europa in der sich wandelnden jetzigen Welt erfahren, wieder andere beschäftigen sich allgemein mit der Frage, wie ein besseres echtes Verständnis erreicht werden könnte. Beteiligt sind an diesem internationalen Gespräch Inder, ein Japaner, ein Chinese aus Malaya und im übrigen überwiegend besondere Kenner der orientalischen Geschichte und Kulturen vor allem an der Universität Oxford. Der Dalai Lama schrieb ein kurzes Vorwort. Natürlich sind die einzelnen Beiträge von unterschiedlichem Gehalt, im Ganzen aber wird viel Beachtenswertes gesagt und versucht, den behandelten Problemen wirklich auf den Grund zu gehen und das Wesentliche herauszuheben. ERNST MEYER

FRANZ ROSENTHAL, *Das Fortleben der Antike im Islam*. Die Bibliothek des Morgenlandes. 407 S., 8°. Zürich und Stuttgart, Artemis Verlag, 1965.

Das vorliegende Buch ist ein kleines Meisterwerk, denn es gelingt ihm, einem weiteren Publikum – ich möchte lieber sagen: einem sehr gebildeten Leserkreis, da es auch für den Fachmann manch neuen Hinweis und vielseitige Anregung enthält –, ein deutliches Bild vom Fortleben der Antike unter den Muslimen zu entwerfen. In deren Bereich, so heißt es bereits im Vorwort sehr richtig, habe das Erbe der

Antike die tiefste Wirkung in der Berührung der ihrem Wesen nach so völlig anders gearteten religiösen Wissenschaft des Islams gefunden.

Um einer gesamthaften Schau des weitgesteckten Fragenkomplexes zuzustreben, geht F. Rosenthal von einer äußerst klugen und geschickten Auswahl von Textproben aus, die er in Übersetzung vorlegt. Diese sind in zwölf Kapiteln angeordnet, von denen jedes mit einem kurzen, einführenden Kommentar versehen ist. Hier wird auch summarisch das einschlägige Schrifttum erwähnt und auf die jeweiligen gelehrten Probleme hingewiesen. So heißt es z. B. S. 106 zutreffend, daß «... der Europäer, der nach ‚orientalischen‘ Philosophien sucht, schwerlich eine besondere ‚islamische Philosophie‘, vergleichbar etwa der eigenständigen buddhistischen oder konfuzianischen Philosophie, ausfindig macht ...», oder S. 108 «... Eine Geschichte der Logik im islamischen Kulturbereich fehlt noch, wie so vieles andere ...», um anschließend auf die Schwierigkeiten der Terminologie und die heute zugänglichen Hilfsmittel, die vor allem A. M. Goichon erarbeitet hat, aufmerksam zu machen. Diese einzelnen Vorbemerkungen zu den Textproben sind auch in ihrem kritischen Standpunkte zu den Originalen sehr wohl abgewogen. Der ganzen Auswahl geht eine allgemeine Einleitung voraus, die dem Wesentlichen des Fragenbereiches gerecht wird. So heißt es etwa S. 27: «... Besonders wichtig für uns ist es aber, daß durch das Arabische Werk oder Auszüge aus Werken, die im Urtext verlorengegangen sind, erhalten blieben und daß auch in Zukunft noch immer die Möglichkeit neuer Funde in dieser Richtung besteht ...»

Das erste der zwölf besagten Kapitel von Textproben gilt der Übersetzungsmethode und Textkritik, ihm folgt das zweite über biographische und kulturgeschichtliche Kenntnisse der Muslime von der Antike; dem schließen sich nun die einzelnen Fachgebiete an. Kapitel 4 ist der Philosophie gewidmet, allem voran der Logik, von der es S. 107 wieder sehr zutreffend heißt: «... Sie galt der Orthodoxie meist als besonders verdächtig, da man in ihr die Wurzel allen Übels sah», was im Folgenden durch die *Fatwa* des as-Subkî (S. 115–117) aus dem 14. Jahrhundert eindringlich deutlich gemacht wird, da es in ihr u. a. heißt: «... Allein für sich hat die Logik überhaupt keinen Nutzen. ... Soviel läßt sich kurz und bündig über die Logik sagen. Sie ist wie ein Schwert, das jemand zum heiligen Krieg oder aber zum Straßenraub benutzen kann ...» Vielleicht hätte es sich in diesem Abschnitt gelohnt, darauf hinzuweisen, daß Aristoteles in erster Linie als *Ṣāḥib al-mantiq* = der Meister der Logik, bekannt war. Ist auch die Auswahl der Texte in den folgenden Kapiteln wohlgesetzt getroffen, so vermisste ich doch unter den Naturwissenschaften ein Beispiel zur Tierkunde, die an einer Übersetzung oder Paraphrase aus der Zoologie des Aristoteles im *Kitâb al-Hayawân* = dem Buch der Tiere des Gāḥiz gut hätte veranschaulicht werden können, darüber hinaus vielleicht mit einem Hinweis versehen auf Ibn Bukhtîšû's völlig pseudo-aristotelisches Tierbuch und gar auf das erst viel später, um 1400, verfaßte Traktat *Hayyât al-Hayawân* = das Leben der Tiere des

Damîrî aus Ägypten, bei dem die antiken Reminiszenzen völlig durch die kosmographischen Anschauungen der Muslime verwischt erscheinen. Kapitel 6 beleuchtet die Medizin, und von derselben heißt es einleitend S. 249, die indischen Einflüsse seien im Islam sehr gering, und weiter, man sei ihr «nicht empirisch nachgegangen, sondern habe sie durchaus theoretisch verstehen wollen». Diese Feststellung steht nun in offenem Widerspruch zur Aussage im Text auf S. 259, wo der Empirie gegenüber der Theorie der Vorzug zugesprochen wird. Hier wäre darauf zu bestehen, daß die Heilkunst unter den Muslimen ein Sammelbecken von Anregungen verschiedenster geographischer Herkunft war, volkstümlichen wie gelehrten Ursprungs, die aber ihre Vorrangstellung, besonders im Gegensatz zum okzidentalen Mittelalter, gerade durch die ärztliche Praxis erreichte. Dies wird allein schon am Ausdruck *şinâ<sup>h</sup>* deutlich, der das vom Mediziner geübte Gewerbe oder Heilkunst bezeichnet; auf S. 251 (und dazu Note 93) erscheint aber *şinâ<sup>h</sup>* mit «Wissenschaft» übersetzt. Der Ausdruck *şinâ<sup>h</sup>*, dem auf S. 367 Note 44 gilt, und seine sprachlichen Ableitungen scheinen mir nicht zweifelhaft oder sonderlich schwierig, denn sie gruppieren sich um den Grundgedanken «Handwerk, Handfertigkeit, Gewerbe, Kunstgewerbe», im Gegensatz zu *ilm* = «Wissen, theoretisches Erfahren, religiöses Erkennen». Der Gegensatz *şinâ<sup>h</sup>* – *ilm* ist ideologisch grundsätzlicher Art und ruht in der Grundbedeutung der Wurzelkonsonanten: das erste Wort drückt handwerkliches Können, Handfertigkeit aus, während das zweite den Begriff des religiös-geistigen Wissens, Verstehens, Erkennens vermitteln will. Dies wird auch im Kapitel 11 über die Geheimwissenschaften deutlich, insbesondere der Alchemie, der «Wissenschaft von der Herstellung (*şan<sup>h</sup>*)» (S. 373, Note 122); denn diese ist viel weniger spekulativ als eminent praktisch mit ihren Beziehungen zum Gewerbe, zur Gesteins-, Salz- und Metallkunde zu verstehen. – Hier stellt sich nun auch die grundsätzliche Frage über die Einheit der Wissenschaften, die nach antiker Auffassung aus der Philosophie floß, im Islam aber allein in der Einmaligkeit Allâhs ihre folgerichtige Deutung finden konnte. So mündete das gelehrte Schrifttum der Muslime während des Spätmittelalters in die Kosmographien aus, in denen das hellenische und hellenistische Wissen nur noch in Miszellen aufgelöst sich erhalten hat.

Ähnlich wie in der Medizin, ist auch in der Geographie bei den Muslimen zum antiken Wissensstoff eine große Menge neuer Erkenntnisse hinzugekommen; doch dies wären Betrachtungen, die weit über den Rahmen des Kapitels 8 oder des in diesem Buche zu behandelnden Themas hinaus führen würden.

Das 12. und letzte Kapitel behandelt die Bruchstücke antiker Literatur und Kunst, die von den Muslimen verarbeitet und aufgenommen wurden, einem Bereich, der, auf das Ganze gesehen, weniger bekannt ist als die Übernahme der mehr oder minder utilitarischen Wissenschaften.

Aber das Fortleben der Antike im Islam hat sich nicht nur auf einer Ebene abgespielt, sondern es erfolgte sowohl durch die sinn- und wortgetreue, gelehrte Text-



übertragung schwieriger wissenschaftlicher Begriffe auf schriftlichem Wege, wie auch durch die volkstümliche Aneignung von Anekdoten, Sentenzen und Anschauungen, meist von Mund zu Mund. Dabei versteht es sich von selbst, daß viel einstmals gehobenes Wissen im Laufe der Zeit unter das Volk als abgesunkenes Kulturgut gelangte. Dieser eigentümlichen Wechselwirkung von Gelehrsamkeit und Volkswissen unter den Muslimen wäre auch für das Fortleben der Antike im Islam besonders Rechnung zu tragen. Diese gelehrt-volkstümlichen Kenntnisse verbinden sich in erster Linie mit dem Namen Alexanders des Großen und Aristoteles'; ihre Form fanden sie meist in der Gnomik. Wird auf diese auch mehrmals im vorliegenden Werke verwiesen, so habe ich doch den Eindruck, daß es zur richtigen Festlegung des antiken Erbes unter den Muslimen von Nutzen gewesen wäre, auf die vielen Pseudo-Aristotelica oder, allgemeiner, auf das ganze pseudoantike Wissen, das sich vor allem um Alexanders Namen sammelte, etwas eingehender zu verweisen. Es mag aber auch sein, daß damit der vorgesehene Rahmen für das Buch gesprengt worden wäre, da man allzusehr auf altorientalisches und lokales Kulturgut hätte eingehen müssen, das bei den Muslimen des Mittelalters in angeblich antike Formen gegossen erscheint.

Der vielfältige Inhalt des Werkes wird durch ein ausführliches Register (S. 375–397) erschlossen und mit einigen Bildbeilagen zum Thema bereichert.

So möchte ich mit dem eingangs geäußerten Gedanken auch schließen. Hier liegt ein kleines, wunderbares Buch vor, in dem der Autor nicht vom Wesentlichen – der Darstellung des Fortlebens der Antike im Islam – abweicht. CÉSAR E. DUBLER

IBN HAUQAL, *Configuration de la terre* (Kitab surat al ard). Introduction et traduction, avec index par J. H. Kramers et G. Wiet, 2 vols., XXII, 552 p. Collection Unesco d'œuvres représentatives, Série arabe, Commission Internationale pour la Traduction des Chefs-d'œuvre. Beyrouth, Editions G.-P. Maisonneuve & Larose, 11, Rue Victor-Cousin, Paris, 1964.

Es ist bald ein Jahrhundert vergangen, seitdem J. de Goeje die Publikation der ersten maßgebenden, erdkundlichen Texte der Muslime in der *Bibliotheca Geographorum Arabicorum* zu Leiden begann, deren zweiter Band die Erstausgabe des Ibn Hawqal enthielt. Zeitig erkannte man dessen vielfältige Bedeutung als einen der maßgebenden, aber auch eigenwilligsten Autoren der sogenannten «Islam-Atlanten», so bezeichnet, weil darin das Augenmerk vorwiegend dem Reiche der Muslime zugewandt wurde. Doch erst die von J. H. Kramers während der dreißiger Jahre besorgte zweibändige Neuausgabe des Ibn Hawqal an Hand einer viel besseren Handschrift rückte das Werk ins richtige Licht. Dieser Text bildet auch die Grundlage der vorliegenden, kommentierten Übersetzung. J. H. Kramers erkannte bei seiner Beschäftigung mit dem Werke, welche innige Beziehung zwischen dem beschreiben-

den Text und den beiliegenden Karten bestand, da zum Teil allein aus ihr das besondere wissenschaftliche und persönliche Profil des Ibn Hawqal hervorgeht. Dieser betont ausdrücklich, von der Einteilung der Erde in sieben Klimata, ihrer Kompliziertheit wegen, abgesehen zu haben; hingegen fand jedes Gebiet, das von ihm in einem gesonderten Kapitel beschrieben wurde, seine Wiedergabe in einer Zeichnung, d. h. in einer Kartenskizze. Dabei betont Ibn Hawqal ausdrücklich, sich für diese vor allem auf seinen Augenschein zu verlassen, um frühere Ungenauigkeiten seiner Vorgänger, z. B. in Itinerarien oder in physischer Geographie, nun richtigzustellen. Der aus Nisibis im nördlichen Mesopotamien gebürtige Autor trat seine Reisen am Donnerstag, den 7. Ramadân 331 der Hġra/15. Mai 943 n. Chr. in Bagdad an, doch nahm er auch frühere persönliche Beobachtungen in seinen Bericht auf, wie S. 238 die Angabe, daß er selbst die Reste einer alten Brücke über den Tigris bei Madayn noch um das Jahr 320 H./932 n. Chr. gesehen habe. Anfang 337 H./948 kam er nach Al-Andalus an den Hof der westlichen Umayyaden-Khalifen; 340 H./951 besuchte er Siġilmasa am Wüstenrande im südlichen Maghrib; 350 H./961 weilte er in Basra; seinen eigenen Angaben nach hielt er sich 358 H./969 wieder in Nisibis, Mosul, Wasît, Khuzistân und Gurgân auf, wo er mündliche Erkundigungen über das Kaspische Meer und dessen Randgebiete einholte; anschließend hätte er sich erneut nach Westen gewandt, denn er macht Angaben über die ersten Steuererhebungen der Fatimiden in Ägypten vom Jahre 359 H./970, um sich schließlich, falls die Angabe des Datums zutreffend ist, am 10. Raûab 362 H./16. April 973 in Sizilien zu befinden. Aus allen Gegenden weiß Ibn Hawqal, neben wirtschaftlichen Angaben, interessante und genaue Beobachtungen verschiedenster Art mitzuteilen: S. 91 berichtet er über die sakrale Prostitution im Maghrib; S. 121 vom Papyrusanbau bei Palermo als einzigem Orte außerhalb Ägyptens, an dem diese Kultur erfolgreich betrieben wurde; S. 252 vom angeblichen Danielsgrab bei Susa, das sich bis zur Gegenwart erhält; S. 292 vom Export des Rosenwassers von Shirâz in alle Welt; von der komplizierten sprachlichen, religiösen und ethnischen Situation Irans, wobei ihm die damalige Stoßkraft der Türk-Völker deutlich bewußt wurde. Aber es bleibt nicht beim persönlichen Augenschein, denn Ibn Hawqal wußte, wie schon angedeutet, auch mündliche Nachrichten anderer sinnvoll zu verarbeiten; doch er ließ sich auch durch Handschriften belehren, indem er, wie S. 227 erwähnt, einem alten Manuskript Steuerangaben aus der Sasanidenzeit entnahm. Dabei verweilte er nicht nur bei Originalquellen, denn selbst Ibn Hawqal konnte den herrschenden Ansichten seiner Epoche nicht entraten, was z. B. an den Angaben über den Nil, wo Realität und vorgefaßtes Weltbild sich unlösbar durchdringen, deutlich wird.

Die von J. H. Kramers zur Editionsgrundlage ausgewählte Handschrift erweist sich noch in anderer Hinsicht als besonders glücklich. Wie es im Kolophon heißt, vollendete 'Alî ibn Hasan ibn Bundar die Abschrift des Ibn Hawqal am 1. Raġab

479 H./12. Oktober 1086; doch sind durch spätere Kopisten, bis zum Ende des 6. Jahrhunderts H./12. Jahrhundert n. Chr., sehr sinnvolle Ergänzungen eingeflochten worden. Diese Stellen werden in der vorliegenden Übersetzung durch einen eigenen Druck deutlich gemacht; so erscheint z. B. S. 221 Edessa von Ibn Hawqal beschrieben, und ein späterer Kopist hat hinzugefügt: «... Diese Kirche ist zum größten Teil im Jahre 580 H./1184 zerstört worden, wobei nur das Mitteltgewölbe erhalten blieb ...» – Angaben aus ungefähr diesem Jahre werden über Amid, Nişapûr, Merv und andere Orte mehr aus dem Osten gemacht, so daß anzunehmen ist, daß kurz nach diesem Zeitpunkt ein Abschreiber am Werke war, der über die lokalen Zustände der Epoche dieser Erdgegend gut bewandert war. Der edierte Text und ebenso die vorliegende Übersetzung hat also einen doppelten Quellenwert:

1. für Ibn Hawqal selbst, d. h. für die Mitte des 4. Jahrhunderts H./10. Jahrhundert n. Chr.;

2. für die verschiedenen Abschreiber, die ihre ergänzenden Kommentare mehr als zwei Jahrhunderte darüber hinaus in den Wortlaut einflochten, d. h. also, daß in keiner Weise mit dem im Kolophon angegebenen Datum ein Schlußpunkt in der Ausgestaltung gesetzt war, sondern daß spätere Kopisten fließend und lebendig am Texte weitergewirkt haben. Hier harrt noch eine vielversprechende text- und quellenkritische Studie der Bearbeitung.

Die erste Übersetzung des Ibn Hawqal in französischer Sprache war von J. H. Kramers selbst angefertigt worden, der sie G. Wiet zur Überarbeitung und Durchsicht überließ. Dieser hat sie dann, in mühevoller Kleinarbeit, für den Druck fertiggestellt. Er versah sie vor allem mit Bibliographie und reichhaltigen Noten, die in erster Linie auf die arabischen Geographen – d. h. auf Vorgänger und Nachfolger des Ibn Hawqal –, ausgerichtet sind, wenn sich daneben auch sachkundliche und kulturgeschichtliche Hinweise in reicher Menge finden. Es ist nun sicherlich verhältnismäßig einfach, in einem solchen Kommentar gewisse bibliographische Lücken zu bemängeln. Dessenungeachtet möchte ich auf einige derselben, gerade wegen der Umfangs der vorgelegten Noten, doch hinweisen:

1. Bei der Nennung von Şirâf am Persischen Golf, dem großen Ostasienhafen der damaligen islamischen Welt, durfte das *Kitâb 'Ağâ'ib al-Hind* = das Buch der Wunder der Indiens nicht unerwähnt bleiben;

2. bei der Behandlung des Kaspischen Meeres und seiner Umgebung mußte, neben der kosmographischen *Tuhfat al-albâb* des Abû Hamid von Granada (ed. G. Ferrand, *Journal Asiatique*, 207 [1925]) unbedingt dessen Reisebeschreibung des eurasiatischen Raumes (ed. Madrid, 1953) herangezogen werden;

3. immer wieder wird von Ibn Hawqal auf die iranische Textilindustrie und ihren weitreichenden Handel verwiesen; Karabacek, *Die persische Nadelmalerei Susandjird*, Leipzig 1881, u. a. m. erscheinen in den Noten auch mehrmals zitiert. Wäre es nicht

gegeben, auf A. Steiger, *Zur Sprache der Mozaraber*, «Sache, Ort und Wort», Festschrift Jacob Jud, Rom. Helv. 20 (Zürich, 1943) zu verweisen, wo, anhand lexikalischer Elemente, das Strahlungsvermögen des iranischen Textilgewerbes bis in die Iberische Halbinsel während des Früh- und Hochmittelalters deutlich gemacht wird?

Ein bleibendes und großes Verdienst des vorliegenden Werkes ist die sorgfältige Analyse von Text und Karte zugleich, wobei ganz besonders auf Transoxanien (S. 443 ff.) verwiesen werden soll, da hier, neben der Skizze des Ibn Hawqal, auch diejenige des Iṣṭakhrî nach dem Hamburger Manuskript untersucht wird. Nach dieser reichen Stoffbearbeitung ist es schade, daß der Index an Sorgfalt und Vollständigkeit zu wünschen übrig läßt.

Über all diesen mehr oder minder kleinlichen Bemängelungen bleibt es aber unbestreitbar, daß die vorliegende Übersetzung des Ibn Hawqal dieses wichtige Werk weit über das Fachgremium hinaus bekannt machen wird, wie es mit so vielen anderen ähnlichen, von Gaston Wiet übertragenen Texten schon der Fall ist. Abgesehen von den nicht zu sehr ins Gewicht fallenden Unzulänglichkeiten bleibt aber für den engeren Kreis von Spezialisten der kritische Notenapparat des vorliegenden Opus eine reiche Fundgrube und ein unentbehrliches Hilfsmittel für die künftige wissenschaftliche Beschäftigung mit den islamischen Geographen, unter denen Ibn Hawqal eine zentrale Stellung innehat.

CÉSAR E. DUBLER

AZIZ AHMAD, *Studies in Islamic Culture in the Indian Environment*. 311 pp., 8°. Oxford, Clarendon Press, 1964.

Das vorliegende Buch besteht aus zwei Hauptteilen. Der erste, kürzere, handelt von den Beziehungen der muslimischen Machthaber in Indien zur übrigen islamischen Welt. Hervorzuheben wäre die Darstellung des legitimistischen Verhältnisses der Sultane von Dihli zum Baghdader Chalifen, das sich nach dessen Beseitigung bei Muḥammad b. Tughluq zu einem Chalifatsidealismus entwickelte. Eine verhältnismäßig eingehende Behandlung erfahren die wechsellvollen Beziehungen der Moghul-Kaiser zu Safawiden und Osmanen. Der Schluß des ersten Teiles ist der Neuorientierung des Theokratie- und Chalifatsgedankens seit der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gewidmet.

Der umfangreichere zweite Teil will in Form von Einzeluntersuchungen einen Einblick in das Wesen des über tausend Jahre währenden Prozesses gegenseitiger Anziehung und Abstoßung geben, der sich auf dem Kraftfeld der Berührung von Islam und Hinduismus vollzog. Als Hauptzug dieser Begegnung erkennt der Verfasser die Geschichte eines nie dauerhaft gelösten, seiner Meinung nach aber auch unlösbaren Konflikts zweier in ihrem Wesen grundverschiedener Kulturen. Zunächst kommen einige allgemeine Probleme der Beziehungen zwischen den beiden Parteien zur Sprache, darunter die variationsreiche Art der Anwendung muslimischer Bestim-



mungen gegenüber Andersgläubigen auf die indischen Verhältnisse, die Ursachen der Islamisierung weiter Gebiete Indiens, Einstellung und Verhalten der Hindus gegenüber den Eindringlingen. Der Verfasser diskutiert die z. T. sehr komplexen Fragen umsichtig und immer bemüht, alte und neue Vorurteile durch das Gewicht der Tatsachen zu beseitigen. Es folgt die Besprechung einer Anzahl hybrider religiöser Schöpfungen, die aus einer eklektischen Vermischung der beiden Kulturen erwachsen, angefangen mit bhaktistisch-islamischen Strömungen bis zum kühnen Synkretismus Dara Shikohs. Ein Kapitel arbeitet die Stellung Akbars vor dem Islam heraus. Voran geht eine Untersuchung über die Frage hinduistischer Einflüsse auf die islamische Mystik. Der Verfasser macht u. a. die Beobachtung, daß die Furcht, in wesensverwandten außerislamischen Ausprägungen der Mystik aufzugehen, die Sufik auf indischem Boden mehr als anderswo zum Ausgleich mit der Orthodoxie bewog. Am Ende des zweiten Teils werden literargeschichtliche Probleme behandelt. Als Besonderheit verweist der Verfasser auf die hinduistische Historiographie, die auf Persisch (der muslimischen Hofsprache) und in Anlehnung an den Stil persischer Geschichtsschreibung die eigene Vergangenheit darstellte. Eine Studie ist auch der Herkunft und Entwicklung des Urdu und seiner Literatur gewidmet.

Der Wert des Buches liegt vor allem in der knappen und treffsicheren Darstellung einer Fülle disparater Einzelprobleme, die der Verfasser bei großer Belesenheit mit wenigen Strichen auszubreiten und zu behandeln versteht. Gründliche Quellenstudien erlauben es ihm, präzise, z. T. neue Akzente zu setzen. Nur gelegentlich, wo er aus sekundärer Literatur schöpft, kommt es zu Ungenauigkeiten. So hat z. B. Djahm b. Šafwan die Sumaniyyah nicht befeindet, wie es S. 110 heißt, sondern stand im Gegenteil tief unter ihrem Einfluß.

BENEDIKT REINERT

IGNAZ GOLDZIHNER, *Muslim Studies* (Muhammedanische Studien). Edited by S.M. STERN. Translated from the German by C.R. BARBER and S.M. STERN. Volume 1. 254 S., 8°. London, George Allen & Unwin Ltd., 1967.

Goldzihners «Muhammedanische Studien», in zwei Teilen 1889–90 erschienen, gehören zu den klassischen Werken der Islamwissenschaft. Die vorliegende englische Übersetzung hat an einer Anzahl von Stellen Verbesserungen angebracht, Drucke von Werken angegeben, die Goldziher noch in Handschriften benutzen mußte, in den Anmerkungen die Literaturangaben ergänzt – vereinzelt sogar mit Hinweis auf eine bevorstehende Veröffentlichung – und gelegentlich für ein arabisches Zitat eine andere Übersetzung vorgeschlagen. Sie hat also selbständigen Wert. – S. 12 Anm. 1 ist mit der Ergänzung «Ibn al-Kalbī, al-Aṣnām, ed. Klinge» die Zürcher Dissertation «Das Götzenbuch Kitāb al-Aṣnām des Ibn al-Kalbī; Übersetzung mit Einleitung und Kommentar» von Rosa Klinke-Rosenberger gemeint (Sammlung orientalistischer Arbeiten 8, Leipzig 1941).

L. FORRER



KITA TSCHENKÉLI, *Einführung in die georgische Sprache*. Band I: Theoretischer Teil, LXIV+ 628 S., Band II: Praktischer Teil. x, 614 S., 8°. Zürich, Amirani-Verlag, 1958; ders., *Georgisch-Deutsches Wörterbuch*, ebd. 1960 ff. (im Erscheinen).

«I may also remind my critics that I am not paid for my work, that I have no official position to make me responsible to any one, and that all my scientific work is a free gift to my countrymen – or rather to the Germans.» Diese Worte, die der eigenwillige, meist als Privatgelehrter lebende Henry Sweet seinen «Oldest English Texts» (London 1885), S. vi, voranstellte, haben keine auch nur von ferne anklingende Entsprechung im Vorwort von Tschenkélis «Einführung». Trotz der Tatsache, daß in einem späten Stadium der Ausarbeitung finanzielle Zuschüsse für die Drucklegung gesichert waren, hätte der Verfasser sehr wohl das Recht gehabt, sie ebenfalls zu äußern; aber sein Charakter hätte ihm solches niemals erlaubt<sup>1</sup>. Mit unbeugsamem Willen hat der seiner akademischen Herkunft nach nicht als Philologe ausgebildete, zweimal die Emigration wählende Verfasser ein Werk zustande gebracht, das jedem Arbeitswilligen ein gründliches Eindringen in die schwierige Sprache ermöglicht. Auch der theoretische Teil ist in 48 «Lektionen» aufgeteilt, die die grammatischen Bezirke in einer vom Verfasser als pädagogisch zweckmäßig erachteten Weise eher turnusmäßig behandeln. Es handelt sich also nicht um eine systematische Grammatik im üblichen Sinn, doch findet auch der Sprachwissenschaftler eine äußerst reiche Dokumentation mit eingehenden Erläuterungen. Im praktischen Teil entsprechen den 48 Lektionen ebenso viele «Übungen» (S. 1–395); der Rest des 2. Bandes ist von einer «Chrestomathie» angefüllt, 63 Lesestücken aus georgischen Originaltexten von progressiver Schwierigkeit. Wie bei den «Übungen», so besteht auch hier das Prinzip, daß für die Lektüre der nächsten Nummer stets der Wortschatz *aller* vorangehenden Stücke im Gedächtnis sitze. Nur die «neuen Wörter» sind jeweils samt Übersetzung dem neu eingeführten Text vorangestellt. Unter diesen Umständen bleibt freilich ein vollständiger Wortindex ein dringendes Desiderat (den alphabetisch geordneten Wörtern wären lediglich die Zahlen der Seiten, auf denen sie eingeführt wurden, beizugeben).

Bis zu einem gewissen Grad bietet einen Ersatz das im Erscheinen begriffene «Georgisch-deutsche Wörterbuch». Es will den heutigen Wortschatz möglichst vollständig bieten, muß aber schon angesichts der sprachlichen Renaissance auch eine Anzahl «veralteter Wörter» bringen, was gleichzeitig dem Benutzer auch die

1. Obiges ist vor allem mit Rücksicht auf die «Einführung» gesagt. Bei der Herausgabe des «Wörterbuchs» stand dem Verfasser vom 4. Faszikel an die «Stiftung für wissenschaftliche Forschung an der Universität Zürich», vom 5. an zudem der «Schweizerische Nationalfonds» bei. Tschenkéli selbst erlebte nur noch das Erscheinen des 6. Faszikels (1963), womit etwa ein Viertel des Alphabets vorlag.

Lektüre der älteren Literatur ermöglicht (s. Fasc. 1, S. XI). Seit Tschenkélis Tod zeichnet als verantwortliche Herausgeberin Yolanda Marchev. Mit dem 14. Faszikel (1968, bis *sxlart'i*) sind etwa zwei Drittel des Alphabets bewältigt.

MEINRAD SCHELLER

D. L. SNELLGROVE, *Four Lamas of Dolpo*. Tibetan Biographies edited and translated. Vol. I: Introduction and Translation, IX + 302 S., Indices (S. 247–302), 8°. 46 Bildtafeln auf Kunstdruckpapier, 4 Illustrationen im Text, 2 Karten. Vol. II: Tibetan Texts and Commentaries. Oxford, Bruno Cassirer 1967.

Die tibetisch besiedelte, heute auf nepälesischem Hoheitsgebiet liegende Landschaft von Dolpo, bis ins 18. Jahrhundert zum westlichen Tibet gehörig, wurde in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Lamaismus bislang kaum beachtet. Ihr Ruf als Land ungestörter Meditation hervorragender Lamas muß jedoch einst groß gewesen sein, gab es doch selbst im zentraltibetischen Kloster Thub-bstan-rnam-rgyal, das zur Ngor-Schule, einem Zweig der Sa-skyapa, gehörte, ein Dolpo-Kolleg, und der Begründer der Jo-nang-Schule, aus der später der berühmte tibetische Gelehrte Tāranātha hervorging, ist als Dolpo-pa bekannt (1292–1361). Es ist das große Verdienst des Verfassers, diese Rolle Dolpos in der Geistesgeschichte Tibets weitgehend aufgeklärt zu haben. Schon 1956 reiste er dort. (Vgl. D. L. Snellgrove, *Buddhist Himālaya*, Oxford 1957. – Id., *Himalayan Pilgrimage*, Oxford 1961; Rez. S. Hummel in Kairos, 1962, 3–4. – Id., *Die Bergvölker von Nepal*, in: Atlantis, 1959, 10. – Id., *Expériences népalaises*, in: Objets et Mondes, VI, 2.) Die vorliegende Veröffentlichung ist während seines zweiten Aufenthaltes (1960–1961) entstanden.

Der durch Tsong-kha-pa reformierte Lamaismus spielte in Dolpo keine Rolle. Unter den alten Schulen, den rNying-ma-pa, bKa'-rgyud-pa und Sa-skyapa, war es ein Zweig der letztgenannten, die durch Ngor-chen-kun-dga'-bzang-po (1382–1457) gegründete Schule von Ngor mit dem 1429 zwischen sNar-thang und Zhwa-lu in Zentraltibet errichteten Stammkloster Ngor-e-vam-chos-ldan, zu der sich die vier Heiligen bekannten, deren Biographien vom Verfasser vorgelegt werden: bSod-nams-blo-gros (1456–1521), Abt von dMar-sgom; Chos-skyabs-dpal-bzang (1476 bis 1565), Abt von dMar-sgom, gYas-mtsher und mTha'-dkar; dPal-ldan-blo-gros (1467–1536), Abt von Bya [Grwa]-tshang und Hrab; bSod-nams-dbang-phyug (1660 bis 1731), Abt von gYas-tsher und mTha'-dkar. Die Ikonographien dieser Äbte (Tafel 39–45) greifen wesentliche Merkmale der Darstellung des Ngor-chen-kun-dga'-bzang-po (Glocke und Donnerkeil auf Lotosblüten) und des Mañjuśrī (Buch und Schwert auf Lotusen) auf, der zur Vairocana-Tathāgata-Familie gehört, die in der Lehrauffassung der Sa-skyapa besondere Bedeutung hatte.

Im Kapitel II (S. 16–34) gibt der Verfasser eine brauchbare Einführung in die besonderen Probleme der lamaistischen «Dogmatik» und Ethik, ohne sich dabei auf

Gemeinplätzen zu bewegen. Es sei hier speziell auf Seite 27 zur komplizierten Psychologie des Buddhismus tibetischer Prägung und auf Seite 31 mit den Fragen zur lamaistischen Ethik hingewiesen, in der über dem Bodhisattva-Ideal durchaus nicht die Sorge um den eigenen Weg zur Erlösung vergessen wird. Es gehört zu dem besonderen Wert aller Arbeiten des Verfassers, daß sie zeigen, wie schwer sich der Buddhismus, insbesondere in seiner lamaistischen Form, in ein festes Schema prägen oder von europäischen Gesichtspunkten her systematisieren läßt.

Die Bedeutung der hier mit zahlreichen wissenschaftlichen Anmerkungen veröffentlichten Biographien dürfte vor allem darin liegen, daß die verschiedenen Lehren der alten Schulen in ihrer praktischen Anwendung, das heißt im Zusammenhang mit Zeit und Umwelt, verlebendigt werden und so weit besser als gelehrte Abhandlungen erkennen lassen, daß der Buddhismus gerade in Tibet noch seine ursprünglichen Anliegen bewahrt hat, wenn auch erweitert in das Feld erstaunlicher psychischer Praktiken, unter denen die sogenannten Sechs Lehren (tib.: Chos-drug) und von diesen in den Biographien vor allem die Techniken zur Beherrschung des sogenannten Unterbewußtseins, wie es im Traum tätig ist (tib.: rMi-lam), eine besondere Rolle spielen (die Sechs Lehren, skr.: Saddharmopadeśa, vielleicht von der Schwester Nâ-ro-pas, Ni-gu, und nicht von diesem selbst verfaßt). Die sich dabei abspielenden Abenteuer der Psyche geben diesen Autobiographien, und um solche handelt es sich, nahezu dramatische Akzente. Darüber hinaus wirkten aber diese im Grunde ihres Wesens kontemplativen und sich der Hoheit ihrer Sendung stets bewußten Heiligen auch segensreich durch Unterweisung, mancherlei leibliche und geistliche Hilfe und bis zur Erstellung von Brücken in ihre Umwelt hinein. Vielleicht wäre es zu empfehlen, die dankenswerten Übersetzungen tibetischer Namen und Begriffe im Texte durchgehend mit ihrem tibetischen Wortlaut zusätzlich zu versehen, wenn man an Leser denkt, die im Umgang mit der tibetischen Sprache weniger erfahren sind.

In der Einführung in den heroischen Charakter des Landes (vgl. Tafel 1–10, 14, 15, 24) und seiner sympathischen Bevölkerung (Kap. I, S. 1–16) sowie im Reisebericht (Kap. III, S. 34–68) zeichnet der Verfasser den Hintergrund, vor dem das außergewöhnliche Leben überragender Persönlichkeiten erst die eigentliche Leuchtkraft erhält.

Der Verleger hat dem kostbaren Werk ein Gewand gegeben, für das zu danken nicht vergessen werden sollte.

SIEGBERT HUMMEL

MUHAMMAD SADIQ, *A History of Urdu Literature*. IX, 429 pp., 8°. London, Oxford University Press, 1964.

Einem Abendländer, der sich über Autoren und Werke der (schönen) Urdu-Literatur gründlich zu unterrichten wünscht, stehen wenig Hilfsmittel zur Verfügung.

J. H. Garcin de Tassys großartige Pionierarbeiten<sup>1</sup> vermögen heutigen Ansprüchen nicht mehr in jeder Hinsicht zu genügen, T. G. Baileys<sup>2</sup> und Ram Babu Saksenas<sup>3</sup> Darstellungen leiden unter einem lästigen Mangel an bibliographischen Daten. Sucht man solche, so findet man die verlässlichsten Auskünfte immer noch bei J. F. Blumhardt<sup>4</sup>. Eine große, auf fünf Bände veranschlagte Geschichte der Urdu-Literatur wurde 1957 angekündigt<sup>5</sup>; wie weit sie inzwischen gediehen ist, hat der Rezensent nicht erfahren können. Kurz, die Encyclopaedia Britannica des Jahres 1962 trifft den Nagel auf den Kopf, wenn sie lakonisch feststellt: «There are no satisfactory general histories [of Urdu Literature]»<sup>6</sup>.

In dieser Lage nimmt man jede einschlägige Neuerscheinung mit Spannung in die Hand. Das hier zu betrachtende Buch ist zuerst 1960 in Lahore erschienen und erweist sich bei näherem Zusehen als zu der Gattung gehörig, welche man in England «literary criticism» nennt: der Autor will dem Leser keine literarhistorischen Fakten bieten, ihn nicht mit Texten, Übersetzungen und der Sekundärliteratur bekannt machen, sondern setzt die Vertrautheit mit solchen Preliminarien stillschweigend voraus, um selber über die Dinge sprechen zu können. Ob dies beim heutigen Stand unseres Wissens die fördersamste Betrachtungsweise ist, darf wohl gefragt werden. Sucht man indessen nicht mehr, als der Verfasser damit hat geben wollen, so wird man das Buch recht aner kennenswert finden. Die Darstellung ist weder durch religiöses noch durch weltanschauliches oder politisches Vorurteil beeinträchtigt. Flüssiges Englisch, frischer Stil und freimütiges Urteil erweisen den Autor als einen so gewandten liebenswürdigen Mann, daß man seiner Mühe gelegentlich einen lohnenderen Gegenstand wünschte. Werke der Weltliteratur lernt man bei ihm nicht kennen. Sind wir nicht anspruchsvoll, so wirken wenigstens unterhaltsam die Satiren des Saudā, *khwāb o khayāl* des Mīr Asar, die vermischten Gedichte des Walī Muḥammad Nazīr, die unartigen *rekhtī*-Reimereien des Rangīn, des Inshā, des Jān Ṣāhib, und die Witze des Akbar Allahabādī.

1. Les auteurs hindoustanis et leurs ouvrages d'après les biographies originales. 2<sup>e</sup> éd. Paris 1868. – Histoire de la littérature hindouie et hindoustanie. 2<sup>e</sup> éd. t. 1–3, Paris 1870/71. – La langue et la littérature hindoustanies en .... Revue annuelle. [1 (1870)–8 (1877)], Paris 1871–1878.

2. A history of Urdu literature, London 1932 (Heritage of India Series).

3. A history of Urdu literature, Allahabad 1927<sup>1</sup>, 1940<sup>2</sup>.

4. Catalogue of Hindustani printed books in the Library of the British Museum, London 1889. – A supplementary catalogue of Hindustani books in the Library of the British Museum, acquired during the years 1889–1908, London 1909. – [Catalogue of the] Hindustani books [in the Library of the India Office], London 1900 (= Catalogue of the Library of the India Office II, 2). – Catalogue of Hindustani MSS. in the Library of the India Office, London 1926.

5. Indian Literature, Sahitya Akademi New Delhi, vol. I, 1, October 1957, p. 135: «Ali-garh History of Urdu Literature».

6. Vol. 11, p. 574.



Im übrigen bleibt, wie gesagt, auch nach Erscheinen dieses Buches leider der Wunsch nach einer brauchbaren Urdu-Bibliographie weiter bestehen. Wenn Autor und Verlag sich entschließen könnten, eine solche nachzuliefern, so erwürben sie von allen ernsthaften Gelehrten großen Dank!

W. RAU

*Udānavarga*. Hrsg. von FRANZ BERNHARD. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-historische Klasse. Dritte Folge, Nr. 54. Sanskrittexte aus den Turfanfunden X. Band I: Einleitung. Beschreibung der Handschriften. Textausgabe. Bibliographie. 537 S., 8°. Göttingen, Vandenhoeck, Ruprecht, 1965.

57 Jahre, nachdem Richard Pischel die ersten Proben vom Sanskrittext des *Udānavarga* darbot<sup>1</sup>, hat nun F. Bernhard den nahezu lückenlos rekonstruierten Text der ostturkestanischen Vulgata vorgelegt. Ein kurzes Geleitwort von E. Waldschmidt unterrichtet über die wechselvolle Geschichte der *Udānavarga*-Edition, die schon einmal – von Lüders – fast zu Ende geführt war, dann aber den Wirren der Kriegs- und Nachkriegszeit zum Opfer fiel. Um so erfreulicher, daß der Neubearbeitung des geretteten Materials ein günstigeres Schicksal beschieden war.

Die Ausgabe stützt sich in der Hauptsache auf die zirka 680 Manuskriptbruchstücke der Berliner Turfan-Sammlung, ergänzt durch weitere Fragmente aus der India Office Library in London, der Bibliothèque Nationale in Paris und des ehemaligen Asiatischen Museums in St. Petersburg (Leningrad). Der wichtigste der in der Einleitung dargelegten Editionsgrundsätze besteht darin, nicht die älteste erreichbare Form des *Udānavarga* aus den Fragmenten herauszuarbeiten, sondern nach einer Art Konvergenzprinzip die Vulgata zu erstellen, «die in Ostturkestan so populär war, und die direkt oder indirekt in den tocharischen, alttürkischen, tibetischen, chinesischen und mongolischen Übersetzungen literarisch wirksam geworden ist» (S. 15). Der Versuch, einen Ur-*Udānavarga* zu konstituieren, empfahl sich deshalb nicht, weil die Handschriftenreste zahlreichen verschiedenen Rezensionen entstammen, die meist nur einen geringen Teil des Textes umfassen, so daß das Material für eine Stemmataik bei weitem nicht ausreicht. Demgegenüber erlaubt die vorliegende Vulgata-Fassung mit ihrem umfangreichen kritischen Apparat Detailstudien zur Überlieferungsgeschichte. Ein wichtiges Ergebnis hierzu deutet der Herausgeber bereits an: die Vulgata ist vermutlich das Endprodukt einer fortschreitenden Sanskritisierung einer von zahlreichen Prakritismen durchsetzten (wenn nicht gar mittelindischen) Version, bei welchem Prozeß das Metrum eine entscheidende regulierende Funktion übernahm.

Die Textausgabe, der eine ausführliche Handschriftenbeschreibung vorausgeht, zeichnet sich durch ihre Übersichtlichkeit und ihre hervorragende typographische Gestaltung aus. Unter dem durch Fettdruck hervorgehobenen rekonstruierten *Udā-*

1. *Die Turfan-Recensionen des Dhammapada*. Von R. Pischel. SPAW 1908. Nr. 39, S. 968–985.



navarga-Text finden sich – jeweils voneinander abgesetzt – die Sigla der für die einzelnen Pādas benutzten Manuskriptfragmente, rein orthographische Varianten, abweichende Lesarten, literarische Parallelen sowie Anmerkungen. Das selbst für die Bearbeitung von Turfantexten ungewöhnliche Maß von hierbei aufzubringender und aufgebrachter Akribie und Mühe wird keinem Benutzer dieser Ausgabe verborgen bleiben. Man darf hoffen, daß die geplanten Fortsetzungsbände, die das Textmaterial und die Sprache des Udānavarga systematisch darstellen sollen, dem hohen Maßstab dieses ersten Bandes standhalten werden.

MICHAEL HAHN

*Udānavarga*. Hrsg. von FRANZ BERNHARD. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-historische Klasse. Dritte Folge, Nr. 54. Sanskrittexte aus den Turfanfunden X. Band II: Indices. Konkordanzen. Synoptische Tabellen. 280 S. + 32 Seiten Tabellen, 8°. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1968.

Der soeben erschienene zweite Teil der Udānavarga-Edition enthält die systematische Darstellung des in Band I dargebotenen Stoffes: Drei Indices (Wortindex, rückläufiger Wortindex, Versindex), Konkordanzen zu verschiedenen Texten mit Parallelen zu Strophen des Udānavarga, eine Übersicht über die Dharmapada-Udāna-Literatur sowie synoptische Handschriftentabellen zu den einzelnen Vargas.

Ein methodisch-technisches Novum dieser Arbeit besteht darin, daß bei ihr – wohl erstmalig im Bereich der klassischen Indologie – in größerem Umfang eine elektronische Rechenanlage zur Erstellung der einzelnen Register eingesetzt wurde, was der Genauigkeit wie der Arbeitsökonomie zugute kommt. Das Ziel des Verfassers, «eine totale Analyse und Bearbeitung des Gesamtmaterials der Handschriften» (S. 6) und damit natürlich auch des publizierten Vulgata-Textes, dürfte in einer kaum zu überbietenden Weise erreicht sein. – Ein würdiges Geschenk für Ernst Waldschmidt, den Initiator der Udānavarga-Edition, dessen 70. Geburtstag der Band gewidmet ist.

MICHAEL HAHN

JOHN L. BISHOP (Ed.), *Studies in Chinese Literature*. 245 S., 4°. Harvard-Yenching Institute Studies XXI. Cambridge (Mass.), Harvard University Press, 1965.

Es war ein guter Gedanke des Harvard-Yenching Institute, diese Auswahl von literaturhistorischen Aufsätzen in einem Sammelband für seine «Monograph Series» herauszugeben. Wie es der Herausgeber, John L. Bishop, in seinem Vorwort sagt, bieten die hier vorgelegten Aufsätze wichtiges Material für eine noch immer nicht geschriebene gute Geschichte der chinesischen Literatur, und dazu ist es nützlich, solche Studien aus ihren Ecken in den verschiedenen Fachzeitschriften zusammenzuholen.

Die hohe Qualität der Beiträge ist klar ersichtlich: in dem Aufsatz von Achilles Fang, *Rhymeprose on Literature*, haben wir eine sorgfältig kommentierte Neuüberset-

zung einer in Dichtform verfaßten Stilistik aus dem 3. Jahrhundert, mit einer zusätzlichen Untersuchung des verwendeten Reimschemas. Hiernach folgen weitere Stiluntersuchungen durch James R. Hightower: Die *fu* oder Prosagedichte des Dichters T'ao Ch'ien (365–427) werden in Vergleichung mit ihren noch erhaltenen Vorbildern untersucht; der Autor beweist, daß erst das berühmte Prosagedicht des Meisters, «Die Rückkehr», über die frühere Konvention hinauszusteigen und das eigene schöpferische Können des Dichters auszudrücken vermag.

Im nächsten Aufsatz analysiert Hightower den sogenannten *p'ien-t'i* oder parallelen Prosastil, der von seinen Anfängen in der Han-Zeit bis zu seinem Höhepunkt im 6. und 7. Jahrhundert blühte. Anhand von zwei bekannten Beispielen, die nachher in sorgfältig kommentierter Übersetzung vorliegen, untersucht er die gebrauchten Rhythmusschemen, die einerseits durch ihren ständigen Wechsel die Abgrenzung gegenüber der Prosadichtung markieren, anderseits jedoch den Stil von der in der klassischen chinesischen Prosa üblichen Parallelie unterscheiden lassen. In einem weiteren Aufsatz zeigt derselbe Autor, wie die berühmte Anthologie *Wên hsüan* (6. Jahrhundert) in ihrer Einteilung nach Stilgattungen von den früheren und zeitgenössischen Gattungstheorien abweicht; der Aufsatz enthält eine schöne Übersicht über diese Stilgattungstheorien vom 2. bis zum 6. Jahrhundert.

Ein anderer Harvardscher Literaturhistoriker, Glen W. Baxter, erscheint mit zwei Beiträgen. Der erste, eine Übersetzung eines Aufsatzes des japanischen Literaturhistorikers K. Yoshikawa, untersucht den Prosastil des 4. bis 6. Jahrhunderts anhand der Sammlung *Shih shuo hsin yü* (abgeschlossen im 5. Jahrhundert). Yoshikawa entdeckt im Gebrauch der grammatikalischen Hilfsörter die ersten Ansätze zu einer Annäherung an die gesprochene Sprache, aber zu gleicher Zeit sieht er im Gebrauch des Vokabulars auch schon die Zuneigung zu einer Überschwenglichkeit, die im 8. Jahrhundert schließlich zur Reaktion der «Alten Stil»-Bewegung führte.

Baxters zweiter Beitrag handelt von den Ursprüngen der poetischen Gattung der *tz'ü* oder «Lieder», die in der Sung-Zeit (10.–12. Jahrhundert) zu großer Prominenz gelangte. Dieser Aufsatz enthält wichtige Untersuchungen der oft sehr unterschiedlichen Metren, sowie ihre Beziehungen zu den Metren der Volkslieder, zu deren Melodien sie komponiert wurden.

Der Herausgeber schließt die Reihe mit zwei Aufsätzen, die beide in das Gebiet der traditionellen Romanliteratur hineinführen. Zuerst untersucht er den Gebrauch, den der Autor des berühmten Romanes *Chin p'ing mei* von einer bestehenden Kurzgeschichte macht, indem er sie zu einem integrierten Teil des eigenen Romanes umgestaltet. Der zweite Beitrag ist allgemeiner: ein Versuch, in Vergleichung mit abendländischen literarischen Kriterien, einige Gründe zu formulieren, weshalb der traditionelle chinesische Roman in seiner Zielsetzung und Formgebung von dem abendländischen verschieden sein mußte.

R. P. KRAMERS

*The Chronicle of the Three Kingdoms (220–265)*. Chapters 69–78 from the Tzū Chih T'ung Chien of Ssü-MA KUANG (1019–1086). Translated and annotated by ACHILLES FANG. Volume II, edited by BERNHARD S. SOLOMON. IX, 693 S., 4°. Harvard-Yenching Institute Studies VI. Cambridge (Mass.), Harvard University Press, 1965.

Vierzehn Jahre liegen zwischen der Publikation des 1. und des 2. Teiles dieses Werkes, das überdies noch während der Jahre der japanischen Besatzung Pekings dort geschrieben wurde. Das Wichtigste aber ist, daß das ganze Werk nun für Sino-logen und Historiker zugänglich gemacht worden ist.

Die Absicht des Autors ist aus seiner Einleitung zum 1. Teil und aus dem Vorwort des damaligen Herausgebers, Glen Baxter, ersichtlich: Fang hat durch eine kritisch kommentierte Übersetzung eines kleinen Abschnittes des großen Geschichtswerkes *Tzū chih t'ung chien* von Ssü-ma Kuang vor allem die Prinzipien der Geschichtsschreibung dieses großen Konfuzianers untersuchen und an konkreten Beispielen illustrieren wollen.

Daher auch im 1. Teil die ausführlichen Vergleichen zwischen Ssü-ma Kuangs Text und dem wichtigsten Quellenmaterial, das ihm zugänglich war. Im 2. Teil hat man leider viele der chinesischen Texte, die diesen Vergleichen zugefügt waren, ausgeschnitten, zweifellos aus rein ökonomischen Gründen. Trotz dieser Einsparung, trotz der «Varitype»-Drucktechnik und trotz der Tatsache, daß die chinesischen Texte mit der Hand eingeschrieben wurden, war die Publikation der insgesamt über 1400 Seiten zählenden zwei Bände noch eine kostspielige Sache, die nur aus dem Rest eines kriegszeitlichen Fonds der Rockefeller-Foundation bestritten werden konnte. Es scheint uns, daß eine bessere Lösung des Druckproblems chinesisch-abendländischer Texte schließlich in einer Zusammenarbeit zwischen abendländischen und chinesischen Druckereien liegt, wie es zum Beispiel einige Ausgaben der Hong Kong University Press zeigen.

Es ist zu hoffen, daß nun die vollständige Übersetzung durch ihre sehr wertvolle Quellenvergleichen auch bei nicht-sinologischen Historikern ihre verdiente Beachtung finden wird, als Illustration chinesischer historiographischer Prinzipien.

Die 17 Seiten mit Verbesserungen zum 1. Teil sowie der 153 Seiten zählende Index zu den beiden Teilen gehören zu den guten Ergebnissen der langen Wartefrist zwischen dem Erscheinen der beiden Teile.

R. P. KRAMERS

VICTOR PURCELL, *The Chinese in Southeast Asia*. Second Edition. XVI, 623 S., 2 maps, 8°. London, Published for Chatham House by Oxford University Press, 1965.

Eine neue Bearbeitung dieser wichtigen Publikation des vor kurzem verstorbenen Autors war schon längst fällig. Denn nirgends sind die politischen Entwicklungen seit 1951, dem Erscheinungsjahr der ersten Ausgabe, so rasch vor sich gegangen wie im ganzen südostasiatischen Gebiet.

Es ging bei der Neubearbeitung zuerst um eine zusätzliche Schilderung der politischen und sozialen Ereignisse und Entwicklungen von 1949 bis 1963 hinsichtlich der überseechinesischen Siedlungen in den einzelnen Ländern Südostasiens, deren historische und soziopolitische Darstellung auch in der ersten Ausgabe den Hauptteil des Buches ausmacht: Burma, Thailand, Indochina, Malaya und Singapore, ehem. britisch-Borneo, Indonesien und die Philippinen. Darüber hinaus mußten die demographischen Angaben in jedem betreffenden Kapitel auf Grund neuerer Präzisierungen erweitert und zum Teil umgearbeitet werden. Drittens war es notwendig, die wichtigsten Ereignisse der inzwischen stark aufgeblühten soziologischen Forschung mit hineinzubeziehen. Denn die Untersuchungen von Freedman, Skinner und anderen Ethnologen und Soziologen haben auf die Struktur der chinesischen Gesellschaft innerhalb der südostasiatischen Umwelt, sowohl in ihren traditionellen Aspekten als auch in ihrem sozialen Wandel, ein klareres Licht geworfen. Dieser Tatsache hat der Autor vor allem im 4. Kapitel, «Some special aspects of Chinese society in Southeast Asia», Rechnung getragen. Auch in der völlig umgestalteten Bibliographie kommt dies zum Ausdruck: die ursprüngliche Bibliographie wurde drastisch gekürzt und größtenteils mit Literaturangaben über die Periode 1949–1963 ersetzt. Eine wichtige Verbesserung ist hier zu melden: durch Einteilung nach den verschiedenen Ländern hat die neue Bibliographie erheblich an Klarheit gewonnen. Die zusätzliche Bibliographie von Publikationen in chinesischer und japanischer Sprache, besorgt von H. Baker, ist eine wertvolle Ergänzung, die durch verschiedene bibliographische Arbeiten, die inzwischen über das Thema erschienen sind, weithin ermöglicht wurde.

Um alle diese Änderungen einigermaßen innerhalb des Umfangs der ersten Ausgabe durchführen zu können, war es leider notwendig, den ursprünglichen Text oft erheblich zu kürzen und ganze Teile zu supprimieren (z. B. den ganzen 4. Abschnitt des 4. Kapitels, der vom Opiumproblem handelte). Auch wurden vier der fünf Appendices der ersten Ausgabe nicht mehr aufgenommen; nur die Übersicht über die südchinesischen Dialekte von R. Forrest wurde beibehalten, hinzugefügt wurde aber ein interessanter Aufsatz von Alastair Lamb, «Recent archaeological research».

Somit hat der Autor seinem Buch eine ziemlich andere Gestalt gegeben, die am klarsten in einer völlig neugeschriebenen Fassung der Einleitung und des Schlußwortes sichtbar wird. Die Einleitung der ersten Ausgabe geht von der Dekolonisation Südostasiens als zentraler Gegebenheit aus und schildert von dort aus die ganze Problematik der chinesischen Ansiedlung in Südostasien in ihren historischen und sozialpsychologischen Aspekte. Die politischen Aspekte, die hier noch mehr am Rande aufgeführt wurden, sind in der neuen Einleitung ganz in die Mitte gerückt: das dominierende Thema ist, wie zu erwarten, der Aufstieg der Chinesischen Volksrepublik und die sich daraus ergebende Nationalitätsfrage der Überseechinesen. Ein gleiches Bild ergibt sich im Schlußwort: in der ersten Ausgabe wird das Phänomen der Überseechinesen als eigenständiges Phänomen behandelt, und der Autor bemüht



sich, in scharfer Stellungnahme gegen viel ungerechte Kritik (zumal von abendländischer Seite), die Eigenart der chinesischen Siedlungen in ihrer Stärke und Schwäche zu deuten. Das neue Schlußwort ist wiederum fast ausschließlich politisch; es befaßt sich zum Teil mit dem Thema der «gelben Gefahr», und sieht das Fortdauern des «kalten Krieges» als das größte Hindernis zu einer wirklichen Integration der Überseechinesen in die Gesellschaft der nunmehr unabhängigen Nationen Südostasiens.

Wir möchten die Wichtigkeit der politischen Problematik keineswegs verringern, haben aber den Eindruck, daß das Dominieren der politischen Faktoren in der revidierten Auflage eine unwillkommene Verengung des ganzen Themas mit sich bringt. Dies kann bei einem so persönlich engagierten Autor wie Purcell nur dann erklärt werden, wenn man Einleitung und Schlußwort der revidierten Ausgabe eher als Ergänzungen der entsprechenden Abschnitte der ersten Ausgabe sieht. Wenn man dazu noch die durchgeführten Kürzungen, zumal in den historischen Übersichten, in Betracht zieht, so muß die Schlußfolgerung sein, daß das revidierte Buch die erste Ausgabe, die sich durch seine breit aufgesetzte und oft frische Darstellung der Thematik auszeichnet, keineswegs vollständig ersetzt hat, und daß beide Ausgaben nebeneinander ihre Gültigkeit behalten, bis eines Tages eine völlig neu aufgebaute Geschichte den Überseechinesen in Südostasien sie ersetzen wird.

R. P. KRAMERS

## ERHALTENE BÜCHER · LIVRES REÇUS

NAFIS AHMAD, *An Economic Geography of East Pakistan*. Second Edition. London etc., Oxford University Press, 1968.

AZIZ AHMAD, *Islamic Modernism in India and Pakistan 1857–1964*. London etc., Oxford University Press, 1967.

C. H. ALEXANDROWICZ, *An Introduction to the Law of Nations in the East Indies (16th, 17th and 18th Centuries)*. Oxford, Clarendon Press, 1967.

RICHARD ALLEN, *Malaysia. Prospect and Retrospect*. London etc., Oxford University Press, 1968.

VISHVA BANDHU (ed.), *Vedaśāstrasamgraha. An Anthology of the Vedas and Śāstras*. New Delhi, Sahitya Akademi, 1966.

JOHN L. BISHOP (ed.), *Studies of Governmental Institutions in Chinese History*. Cambridge (Mass.), Harvard University Press, 1968.

DERK BODDE and CLARENCE MORRIS, *Law in Imperial China*. Cambridge (Mass.), Harvard University Press, 1967.

FREDERICK FOO CHIEN, *The Opening of Korea. A Study of Chinese Diplomacy (1876–1885)*. The Shoe String Press, Inc., 1967.